Jugend im Volk

Beilage der Deutschen Rundschau in Polen | 23. 8. 1936 | Nr. 33

Wir werden — um zu sterben.

Wir werden, um zu sterben,
Sang mir die Ahne vor —
Sie zog in irdnen Scherben
Der Nelken bunten Flor.

Wir wallen, um zu ruhen,
Der Pilger sprach am Tor —
Staub von den Wanderschuhen
Quoll als Gewölk empor.

Der Winzer schnitt die Reben,
Geneigt das greise Ohr —
Wir sterben, um zu leben,
Erscholl der dunklen Trauben Chor.

Ruth Schaumann

August Sperl:

Ubi, sunt, qui ante nos?

„Wo sind sie denn, die vor uns waren?“

Sie hatten sich doch einst so feste Häuser gebaut und hatten sich so wohnlich auf der Erde eingerichtet. Sie hatten doch so treu gearbeitet, sie hatten doch so große Achtung genossen. Sie hatten doch so viel gekämpft und so mannhaft gelitten. Sie hatten sich doch mit so weiten Plänen getragen; man hatte sie doch für unentbehrlich gehalten. Wo sind sie denn?

Sie hatten ihre Äcker bestellt, sie hatten gelebt, geliebt, gehofft, gezagt. Sie hatten Ämter innegehabt, gewichtige Ämter, sie hatten Erfolge errungen, sie hatten sich mit Sorgen getragen, mit Sorgen, die ihnen so groß wie Berge vorkamen.

Wo sind denn die großen Sorgen, die schönen Erfolge, die gewichtigen Ämter, wo ist denn ihr Zagen, ihr Hoffen, ihr Lieben? Wo sind sie denn?

Sie sind vergessen in ihrer Stadt. Ihre Häuser sind längst verschwunden, oder Fremde haben ihre Wohnungen darinnen aufgeschlagen. Ihre Habe ist längst zerstreut, von ihrer Arbeit weiß niemand. Die ihnen Ehre geschenkt hatten, sind tot, die ihre Feinde gewesen waren, sind gleich ihnen vergessen; neue Geschlechter bücken sich voreinander, neue Geschlechter bekämpfen sich. Die Pläne der Alten sind begraben, Hunderte hat man nach ihnen für unentbehrlich gehalten und hernach — entbehrt, vergessen.

Es müssen doch Spuren von ihnen vorhanden sein? Die Waldameise bahnt sich Straßen und Wege durch den Sand — ein Platzregen geht herab und verwäscht sie. Aber die stolzen Menschenwege sind doch breiter und fester? Dort im Rathause müssen ihre Ämter verzeichnet sein, hier im Pfarrhause müssen ihre Namen zu finden sein, laß die Kirche aufschließen und suche nach ihren Grabsteinen, suche, suche, du mußt ihre Spuren finden! Suche, sonst packt dich ein Entsetzen über die Nichtigkeit des Daseins.

Und wir haben gesucht. Wir sind aufs Rathaus gegangen — wir haben nichts gefunden. Wir sind zum Pfarrer gegangen — wir haben nichts gefunden.

Sie erzählten uns: Vor zwanzig Jahren war ein großer Brand. Der zerstörte den halben Ort samt dem Rathause und der Kirche und mit ihnen alle Dokumente aus der alten Zeit. Nur das Schloß blieb verschont, weil die große Linde im Schloßhofe mit ihren Ästen die Funken auffing, die alten Dächer rettete und dabei zu Tode gesengt wurde.

Wir sind auch um die Kirche gegangen. Wo einst der Friedhof gewesen war, dehnte sich unter Linden und Kastanien ein großer Rasenplatz, und auf den eingesunkenen Grabhügeln sangen und spielten und tanzten die Kinder des neuen Geschlechts. Das graue Schloß schaute auf den Platz herab, der ewige Himmel war darüber ausgespannt, droben im Kirchturm aber ging rastlos ein Pendel, drehte rastlos die langen Zeiger der Uhr, alle Viertelstunden schlug der Hammer hell an die Glocke — und die Kinder spielten weiter.

Die Kinder, das Pendel, die Gräber — es tritt mir ein Bild vor die Seele: Was sind die Völker der Erde seit Anbeginn anderes als ein gewaltiges Pendel? In großen Schwingungen werden sie von einer unsichtbaren Macht hin- und hergetrieben, steigen empor, sinken zurück, steigen wieder empor, um wieder zu sinken — und wir fühlen die mächtigen Bewegungen wir jubeln über den unaufhaltsamen Fortschritt, wenn das Pendel steigt, wir klagen und wissen nicht, woher der Rückschritt kommt, wenn das Pendel fällt, und wähnen doch, daß bei alledem unendliche Wege zurückgelegt werden — weil wir nicht wissen, daß es seit Anbeginn nur Schwingungen gibt. Hoch oben, über dem ruhelosen Pendel, ist wohl auch eine Uhr; denn wozu wäre sonst das Pendel. — Es ist die Weltenuhr, die niemand kennt. In großen Schwingungen geht es unten auf und nieder und rückt doch nicht vom Platze; droben aber schreiben langsam die großen Zeiger und künden die Zeit und den wirklichen Fortschritt. Wir kurzsichtigen Menschen erkennen die Zeiger und die Ziffern nicht, sie stehen zu hoch über uns. Aber in weiten Zwischenräumen fällt auch dort oben der Hammer auf die Glocke, und ihr heller Klang ist in allen Ländern zu hören.

Wir hören ihn. Denken wir dabei auch etwas? Sind wir nicht oft die Kinder, die auf den Gräbern spielen?

Die Zeiger schreiben, der Hammer schlägt, und in den Gräbern schlafen die Toten — bis einst das Pendel stille steht.

Was wird aus uns? Wohin müssen wir? Nicht weit! Graut dir vor dem Grabe? Warum? Die ganze Erde ist ja ein Gräberfeld. Starre, unwandelbare Gesetze zwingen uns auf kurze Wege, und die kurzen Wege münden alle auf einen Friedhof. Aber frei steht es uns, ob wir unseren kurzen Weg gehen wollen mit gebundenem Geist oder mit Frieden im Herzen.

Das Pendel schwingt. Die Zeiger schreiben. Das Korn wird in die Erde gelegt. Weiß denn das Korn von seiner Zukunft? Weiß das Korn, daß es schon im kommenden Sommer die goldene Ähre sein wird, die sich im Sonnenschein wiegt?

Laßt uns doch klug werden!

Aus dem Sippenbuch **„Die Fahrt nach der alten Urkunde“**. Geschichten und Bilder aus dem Leben eines Emigrantengeschlechts“. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, Oskar Beck in München.

Schwäbische Kolonisten reisen durch Berlin nach Gnesen.

Bei einem der in der Berliner Friedrichsstadt recht häufigen Bücherwagen, die — ein Schlaraffenland für hungrige Leserratten — jetzt auch schon im Berliner Westen aufgestellt sind, erstand ich für wenige Groschen das Zerlesene Buch eines anonymen Verfassers, „Berlinische Nächte, das in der Darnmannschen Buchhandlung (Leipzig und Züllichau) im Jahre 1804 erschienen ist. Offenbar handelt es sich um ein Werk von mehreren Bänden, von dem ich nur den zweiten Teil entdeckte, in dem mich einzig und allein die „Vier und siebenzigste Nacht“ interessierte, die von der Durchreise westdeutscher Kolonisten in unsere östliche Heimat handelt. Der Cicerone durch das nächtliche Berlin von damals weiß über diese Begegnung folgendes zu erzählen.

Das Traurigste, was der französische Krieg in Deutschland bewirkt hat, ist unstreitig die zahlreiche Auswanderung der Schwaben und Rheinländer in fremde Gegenden. Schon drei Jahre lang dauern diese betrübten Durchzüge durch unsere Hauptstadt nach Polen, ganze Karawanen ziehen noch wöchentlich nach diesem vermeinten Palästina, und das Auffallende ihrer Physiognomien, ihrer Nachtionaltracht, ihrer Sprache, Pferde und Wagen erregt eine allgemeine Theilnahme an dem Schicksal dieser neuen Kolonisten. Was auch die Regierung zu ihrem Besten thun mag — der Kostenaufwand beträgt schon Millionen — so werden sie doch wenig oder gar keinen Ersatz finden für den Verlust ihrer Heimath, ihrer Verwandten und Jugendgenossen, ihres Klima, und ihrer gewohnten Lebensart.

Neugier und Mitleiden trieben mich eines Abends in einen Gasthof, wo ich soeben einen Trupp solcher Emigrirten ankommen sah. Um sie genau zu beobachten, spielte ich auch den Fremdling, und ließ mir in einer entfernten Ecke der nämlichen Stube eine Flasche Bier reichen. Ihr erster Eintritt war wie der jedes Reisenden, wenn er noch so viel Beschwerden ausgestanden hat, lauter Jubel und Zufriedenheit. Die Kinder baten gleich um Vesperbrot, woran ich die katholische Familie auf der Stelle erkannte, und schrieen nicht einmal, wie die berlinischen Jungen mit Ungestüm nach Butterbrot; die Eltern verlangten Bier und ein Gericht Kartoffeln; vom Fuhrmann an bis auf den, der im tiefsten Hintergrunde des Korbwagens gesessen hatte, lagerten sie sich alle um einen Tisch, und bildeten eine wahre Patriarchenfamilie. Das vertraulichste Du flog in einem beständigen Zirkel um die hölzerne Tafel, es war nicht ein einziges Gesicht unter ihnen, das mich nicht angezogen hätte, und der Anblick so äußerst gutmüthiger Menschen, die mit einem Mal aus dem ruhigen Kreise ihres einförmigen Lebens gekommen sind, öffnete mein Gemüth der Wehmuth.

Unterdessen hatten sie sich von den Strapazen des Tages ein wenig erholt und auch ihren Heißhunger befriedigt; eine auffallende Stille folgte auf die vorige Lebhaftigkeit, und eins sank nach dem andern in ein ernstes Nachdenken. Nur die Kinder plauderten und spielten in die Nacht hinein, welches gegen den Anblick ihrer ältesten Schwester, eines mannbaren Mädchens, das jetzt bitterlich zu weinen begann, sonderbar abstach. Schon durch Schubarts schwäbische Lieder und noch mehr durch die persönlichen Reize dieses armen Geschöpfes eingenommen, näherte ich mich dem Tisch, die Eltern nach der Ursache des Kummers ihrer Tochter zu fragen: „Heimweh! Heimweh!“ erwiderten sie mir in einem so eigenen Dialekt, daß ich kaum die zweite Silbe verstehen konnte.

Der Vater nannte sie ein „olbernes Madle“ (albernes Mädchen), die Mutter schien aber diese gefährliche Krankheit besser zu kennen, und erschöpfte alle Trostgründe, sich mit gleicher Ergebung in ein gleiches Schicksal zu finden. „Hat sie vielleicht einen Liebhaber in ihrem Vaterlande zurückgelassen?“ flüsterte ich der Mutter heimlich in das Ohr. „Auch diesen“, entgegnete sie seufzend, „hat der grausame Krieg auf ewig von der Seite meiner Tochter gerissen.“ — „O, dann vermißt sie eine kleine, aber die kostbarste Strecke ihres vaterländischen Bodens. Schonen Sie die Unglückliche, gute Frau, das bloße Heimweh hat schon Manchen das Leben gekostet, und wie, wenn überdies noch die Schmerzen der Liebe an einem schwachen weiblichen Herzen nagen! Haben Sie ja ein wachsames Auge auf sie und lassen Sie dieselbe nie allein.“

Die Mutter gewann mich wegen meiner Rührung lieb, und auch das weinende schöne Mädchen aus Schwaben, das mich wohl verstanden hatte, rückte näher an mich heran. Der alte Vater war mit und unter den kleinen Kindern eingeschlafen, und nur die zwei weiblichen Geschöpfe liehen mir, als einem trostbringenden Fremdling, ihr Auge und Ohr.

Das Ziel ihrer Reise war ein königliches Vorwerk bei Gnesen in Süd-Preußen, wohin schon mehrere Familien aus Schwaben ihnen vorangegangen waren, und wo sie also, wie ich hinzusetzte, ein glückliches Eiland von Landsleuten finden würden. Denn auch schon seit alter (polnischer) Zeit wohnten dort zahlreiche Deutsche. Dieser Gedanke flößte ihnen einen sichtbaren Muth ein, und ebenso willkommen war meine Bestätigung, daß Gnesen eine katholische Kirche, mehrere Geistliche, und sogar einen Bischof habe. Sie baten mich, ihnen von ihrem künftigen Landesvater, dem Könige von Preußen, etwas zu erzählen, und ich schwor mit patriotischer Beredsamkeit, daß er die neuen Kolonisten aus dem Reiche mit der nämliche Güte, Schonung und Fürsorge behandeln werde, wie seine großmüthigen Vorfahren die Emigranten von Frankreich und Salzburg. Die polnische Sprache lag, wie ein Stein des Anstoßes auf ihrem Herzen; ich wälzte ihn aber glücklich durch die Vorstellung hinweg, daß eine Menge Deutsche dort befindlich wären, die Polen selbst häufig Deutsch lernten, und sie als Schwaben auch unter lauter Deutschen im Auslande Anfangs einige Schwierigkeit finden würden.

Sie erwiderten meine Unterhaltung mit gegenseitigen Gesprächen von dem französischen Kriege, von ihrem Vaterlande, von dem Abschiede und letzten Lebewohl. Sie entschuldigten ihren vorigen Landesherrn, daß er von den Drangsalen eines langwierigen Krieges selbst erschöpft, nichts für sie habe thun können, und, wie ein Vater seine Kinder, von dem blutenden Herzen habe losreißen müssen. Ihr Zutrauen zu mir stieg von Minute zu Minute; Pferde, Wagen, Betten und Kleidungsstücke waren ihr gerettetes Eigenthum, und die treuherzige Schwäbin zeigte mir sogar einen verborgenen Schatz an baarem Gelde, mit dem ich ihr sehr rieth, nicht gegen jeden Unbekannten so aufrichtig zu seyn. „Wie ist es möglich, sagte ich, noch so viel Eigenthum, und ihr seyd doch ausgewandert, und habt es nicht an euern vaterländischen Boden verwandt?“ Hier blieben sie mir zum ersten Mal eine Antwort schuldig, und ich bemerkte mit Bedauern, daß das Beispiel, und die Hoffnung, seinen Zustand zu verbessern, auch den genügsamsten Menschen von der Welt oft arg mitspielt.

Schon saß das allerliebste schwäbische Bauernmädchen mit trockenen Augen vor mir, und die Wangen der redseligen Mutter glühten von dem Feuer ihrer akzentvollen Sprache, als ein verwünschter Zufall uns unterbrach, und ich mich genöthigt sah, den schon längst abgerissenen Faden meiner Trostgründe von neuem aufzunehmen.

Es traten Fremde in die Stube, meine Schwäbinnen erkannten gleich ihre Landsleute und bewillkommten sie als Reisegefährten nach Polen. Die Freude aber war schnell vereitelt, da sie zu ihrem Erstaunen hören mußten, daß jene schon wieder aus Polen zurückkämen, und im Begriff wären, in ihr Vaterland zurückzukehren. Einige von ihnen konnten die Luft, das Wasser, das ganze Klima nicht ertragen, andere bei dem bißchen Gartenland nicht bestehen, das ihnen zu Theil wurde, während manche ihrer Landsleute in dem Besitz größerer Erdstriche ihre Rechnung fanden, die mehresten aber litten an Heimweh, welches sie unwiderstehlich rückwärts trieb.

Man denke sich die plötzliche Veränderung in den Gesinnungen der Mutter und Tochter, die jetzt das Gebäude des Trostes wieder einrissen, welches ich kurz zuvor mit der zärtlichsten Theilnahme gegründet hatte. Sie weckten den schlummernden Vater aus seinem sorgenlosen Zustande, zeigten ihm das Bild der zerstörten Hoffnung in dem Anblicke der Pilgrimme, die ein Land schon wieder verlassen hätten, wo sie Öl und Honig erwarteten, und drangen flehend in ihn, den Wanderstab nicht weiter fortzusetzen. Ein vernünftiger Mann widersetzte er sich ihrem ersten Eindrucke nicht, sondern harrte geduldig des Zeitpunktes, wo die Neuangekommenen schlafen gingen. Jetzt erst machte er die Seinigen auf diese Menschen aufmerksam, die unstet und flüchtig sich nirgends gefielen, nirgends Lust zur Arbeit hätten, und die ein fremder Himmelsstrich ebenso wenig glücklich machen könnte als sie selbst wenig oder gar nichts zu ihrem und dem Wohl des Vaterlandes einst beigetragen hätten. Ich unterstützte ihn mit neuen Trostgründen und nahm mit Vergnügen gewahr, daß Mutter und Tochter sich nach und nach wieder beruhigten, und ihm zu folgen gelobten, wo er sie immer hinführen würde.

Die rothbäckigen Kinder erhoben sich allgemach von ihrer hölzernen Schlafbank, ich ließ Kuchen für sie, für die Eltern aber Wein holen, und vollbrachte einen der seligsten Abende meines Lebens in dieser Gesellschaft, die mir für alle Lustbarkeiten der Königsstadt nicht feil gewesen wäre. Es war hohe Zeit, mich von ihnen zu trennen; denn so nüchtern ich auch blieb, setzte mich das große, blaue Augen-

paar meiner schönen, jungen Nachbarin von Schwaben doch mehr als einmal in Unruhe und Verlegenheit. Nicht ohne Rührung schieden wir voneinander, es war für mich die Hütte des Philemon und Baucis, die ich verlassen mußte. Meine Hände werden diesen warmen Druck nicht mehr empfinden und meine Ohren dieses herzliche Lebewohl nicht mehr hören!

Die Niederunger Bauern.

Als der deutsche Ritterorden unter Meinhard von Querfurt die Weichselniederung durch Dämme gesichert hatte, rief er eine große Anzahl von Kolonisten in das Land, und zwar aus dem westlichen Deutschland und den Niederlanden, die gewohnt waren, mit dem Andrang der Fluten zu kämpfen. Sie haben den Kampf mit der Weichsel mutig aufgenommen und das Weichseldelta zu einer Kulturlandschaft gemacht. Ihre Eigenart haben sie bis auf den heutigen Tag sich bewahrt, und selbst unter der Herrschaft der Polen haben sie ihr Deutschtum rein erhalten.

Von „den Högschen" sondern sie sich mit stolzem Selbstgefühl ab. „Beeter in de Neddring versuppe, as up de Höge verdrege" (vertrocknen), ist ihr Grundsatz, und sie machen sich von der Dürftigkeit und Hungerleiderei der auf der Höhe Wohnenden die ärgsten freilich unbegründeten Vorstellungen. Ein auf der Grenze der Niederung und Höhe liegendes Dorf führt den Namen Brotsend, da das Brot hier nach ihrer Meinung ein Ende hat.

Dem Werderbauern ist eine gewisse Schwerfälligkeit eigen. Seine Arbeit ist seine Geschichte. Darüber hinaus fragt er nicht. Er ist nüchtern, überlegt, stetig, zielsicher und zäh wie die Weiden seines Landes. Das zeigt sich besonders bei dem Kampf gegen die Gefahren des Eisganges; er fordert Endergie, Besonnenheit, Tatkraft und Ausdauer. Daß der leicht erworbene Reichtum vielfach Stolz und Übermut in seinem Gefolge hat, zeigt sich bei Familienfesten, bei denen es hoch hergeht. Eine sehr große Anzahl Gäste, die Verwandtschaft und die Nachbarn dürfen nicht fehlen. Die Fülle von Speisen und Getränken, die aufgetragen werden, ist ungeheuer. Eine Tasse Kaffee nach der anderen wird angeboten, wenn nach der vierten, zum Zeichen, daß man nun wirklich genug hat, der Teelöffel über die Tasse gelegt wird, muß mindestens noch eine bewältigt werden, und erst, wenn man dann die Tasse umstülpt, wird man mit weiterem Nötigen verschont.

Bei Verlobungen werden die alten Gebräuche beobachtet. Wenn von dem Hause des Bräutigams die leise Andeutung zu dem Hause der Braut gekommen und hier nicht zurückgewiesen ist, so sattelt an einem Dienstag oder Donnerstag der Knecht einen Hengst. Der junge Herr in seinem besten Rocke besteigt das Tier und reitet zu dem Hause der Braut. Dort empfängt ihn niemand; er selber bindet das Pferd gan, tritt hinein und wird weder, wenn er sich entfernen will, zum längeren Verweilen genötigt, noch erhält er, was sonst geschehen würde, Speise und Trank. Nach kurzem Zwiegespräch entfernt er sich, niemand begleitet ihn über die Schwelle. Acht Tage später reitet er wieder vor Liebchens Haus. Nun wird er empfangen, das Pferd in den Stall geführt und dort gefüttert; er selber bleibt bis zum Abend und wird trefflich bewirtet. Hiermit ist er in den Schoß der Familie aufgenommen. Wenige Tage darauf findet die Verlobung statt, zu welcher jetzt der Bräutigam mit dem schönsten Wagen, den prächtigsten Pferden, neuem Geschirr und in den besten Kleidern kommt. Nun machen die Verlobten in eben diesem Wagen Besuche. Bald folgt auch die Hochzeit. Zur Hochzeit ergeht eine kurrendenartige Einladung, welche der „Umbitter" in einem Futeral von buntem Papier trägt, während bei Begräbnissen dieses Futeral von schwarzer Farbe ist.

L. Passarge.

(Aus dem Weichsel-Delta, Verlag Decker-Berlin.)

Ehrenmal der deutschen Leistung im Ausland.

Zu seiner Einweihung in Stuttgart.

Zu den XI. Olympischen Spielen sind Tausende von Auslanddeutschen aus allen Erdteilen nach Berlin gekommen, nicht nur um der sportlichen Kämpfe willen, sondern auch um das neue Deutschland aus tiefstem Herzen bewundern zu können. Anschließend an die Olympischen Spiele wird das „Deutsche Ausland-Institut" in Stuttgart seine Jahresversammlung begehen, und bei dieser Gelegenheit soll das **„Ehrenmal der deutschen Leistung im Ausland"** feierlich eröffnet werden. Schon im Jahre 1917, als in schwerster Kriegszeit das DAI gegründet wurde, bestand die Absicht, ein dem Auslanddeutschtum gewidmetes Museum zu schaffen, in dem in würdigem Rahmen ein Überblick über die Leistungen der Volksgenossen in aller Welt geboten werden könnte. Der deutsche Zusammenbruch von 1918 und die folgenden schweren Jahre vermochten zwar die Schaffung eines auslanddeutschen Museums im Tempo zu behindern, den Willen jedoch nicht zu lähmen. Was das DAI in anderthalb Jahrzehnten in mühevoller Kleinarbeit zusammengetragen hat, ist durchaus nicht zu unterschätzen. Aber erst die siegreiche nationalsozialistische Revolution gab der Stadt Stuttgart und den Freunden und Mitarbeitern des DAI die Kraft und die Mittel, den alten Plan zu vollenden. Bei der Jahrestagung 1934 konnte der Oberbürgermeister von Stuttgart und Vorsitzende des DAI, Dr. Ströhlin, bekanntgeben, daß das Land Württemberg und seine Hauptstadt Stuttgart beschlossen hätten, dem DAI und damit der Gesamtheit aller Deutschen in der Welt den Wilhelms-Palast, den Wohnsitz des letzten Württembergischen Königs, für den Aufbau eines Museums zur Verfügung zu stellen, das den Namen „Ehrenmal der deutschen Leistung im Ausland" tragen soll.

Wer aus dem großartigen Bahnhofsgebäude Stuttgarts kommend die Straßen dieser immer schöner werdenden sonnigen Gartengroßstadt betritt, erreicht nach kurzer Wanderung den Schloßplatz, auf dem das Alte und das Neue Schloß stehen. Wenige Schritte auf der Adolf Hitler-Straße führen uns zum Deutschen Ausland-Institut auf der einen und zur „Akademie" auf der anderen Seite, und dann ist die Neckarstraße erreicht, an der als Abschluß der Adolf Hitler-Straße, schon vom Schloßplatz aus sichtbar, inmitten von Grünanlagen der Wilhelms-Palast steht. Der Palast ist ein würdiges mit einem Säulenvorbau geziertes Gebäude, 1834 als königliche Villa errichtet, dessen innere Gestaltung allerdings für die Zwecke des „Ehrenmals" völlig umgebaut werden mußte. Weite Kreise des Mutterlandes haben durch Stiftungen dazu beigetragen, daß der Wilhelms-Palast zum Ehrenmal ausgestaltet werden konnte, und während diese Zeilen geschrieben werden, wird das Museum eingerichtet, um zur Einweihung am 27. August fertig zu sein.

Das gesamte Deutschtum ist von einem neuen Lebensgefühl durchblutet, und es wird sich in allen seinen Teilen seiner naturgegebenen, unzerstörbaren Einheit und seiner wirtschaftlichen, kulturellen und politischen Bedeutung bewußt. Es hat in solchen Zeiten des Aufschwunges auch die Pflicht, sich ein klares Bild über die Stellung und Geltung zwischen den anderen Völkern der Welt zu machen. Es bedarf neuer Maßstäbe für die Beurteilung fremder Völker und des Wechselverkehrs mit ihnen. Da die auslanddeutschen Volksgruppen und die in den Groß- und Hafenstädten der Welt lebenden Deutschen die Hauptträger der deutschen Beziehungen zu den Völkern sind, da sie das wertvollste Kapital darstellen, das das Gesamtdeutschtum in der Welt besitzt, so ist die Schaffung eines auslanddeutschen Museums geradezu eine Notwendigkeit. Aber das Ehrenmal soll kein Museum im gewöhnlichen Sinne werden, sondern es soll auf neuen Wegen dem Binnendeutschen durch den Vergleich deutscher Lebensform und deutschen Lebensinhaltes mit dem Wesen anderer Völker wertvollen Aufschluß über sich selber geben.

In der Hauptsache ist das Ehrenmal als große Leistungsschau gedacht, aber es können unmöglich alle Lebensbezirke des Auslanddeutschtums gleichermaßen dargestellt werden; es werden vielmehr einige der größten Leistungen herausgegriffen und querschnittartig gezeigt. Gewissermaßen in einem Wechselrahmen werden dann von Zeit zu Zeit immer neue Zweige und Auswirkungen deutschen Schaffens in der Welt dargestellt werden.

Die Siedlung ist die bedeutendste kulturgeschichtliche Tat der in die Welt ziehenden Deutschen, ganz gleich, ob vor 800 Jahren oder heute. Stadtsiedlungen und bäuerliche Siedlungen werden in großer Schau gezeigt, und zwar werden die deutschen Stadtbilder, die für das heutige Auslanddeutschtum von besonderer Bedeutung sind, wie etwa

Hymnus auf die deutsche Sprache

„O wie raunt, lebt, atmet in deinem Laut
der tiefe Gott, dein Herr; unsre Seel,
die da ist das Schicksal der Welt.
Du des Erhabenen
starres Antlitz,
mildes Auge des Traumes,
eherne Schwertfaust!

Eine helle Mutter, eine dunkle Geliebte,
stärker, fruchtbarer, süßer als all deine Schwestern;
bittern Kampfes, jeglichen Opfers wert:
Du gibst dem Herrn die Kraft des Befehls und Demut
den Sklaven.
Du gibst dem Dunklen Dunkles und dem Lichte das Licht.
Du nennst die Erde und den Himmel: deutsch!

Du unverbraucht wie dein Volk!
Du tief wie dein Volk!
Du schwer und spröd wie dein Volk!
Du wie dein Volk niemals beendet!

Im fernen Land
furchtbar allein,
das Dach nicht über dem Haupte
und unter den Füßen die Erde nicht:
Du einzig seine Heimat,
süße Heimat dem Sohn des Volks.
Du Zuflucht in das Herz hinab,
Du über Gräbern Siegel des Kommenden,
teures Gefäß ewigen Leides!
Vaterland uns Einsamen, die es nicht kennt.
Unzerstörbare Scholle dem Schollenlosen,
unsrer Nacktheit ein weiches Kleid,
unserem Blute eine letzte Lust,
unserer Angst eine tiefe Ruhe;
Sprache unser!
Die wir dich sprechen in Gnaden, dunkle Geliebte!
Die wir dich schweigen in Ehrfurcht, heilige Mutter!"

Joseph Weinheber

Aus: Adalbert Schmidt: Deutsche Dichtung in Oesterreich.
Wien/Leipzig: Adolf Luser 1935

Breslau, Lübeck und Augsburg, auslanddeutschen Stadtbildern, aber auch nichtdeutschen Städten gegenübergestellt. Die bäuerliche Siedlung ist durch Modelle von Bauernhäusern, von Gehöft- und Dorfanlagen, von Urwaldsiedlungen in anschaulicher Weise gestaltet. Daß im Ehrenmal die von unseren Gegnern so viel bekrittelte, heute aber schon weithin offen anerkannte koloniale Leistung, der Wagemut unserer Forscher, in einprägsamer Deutlichkeit kundgetan wird, ist selbstverständlich.

Es scheint fast unmöglich, die deutsche Kulturleistung im Ausland auch nur einigermaßen umfassend zu zeigen. Adalbert Stifter, Gregor Mendel, Alexander von Humboldt, General Steuben — die Universitäten Prag oder Dorpat, die großen wissenschaftlichen Institute in Neapel, Athen, Riga usw. werden in Bildern, Modellen, Karten vorgeführt, nicht weniger aber auch die gewaltigen technischen Leistungen, dann die deutsche Schule, die Kirche, der Verein und die Genossenschaft.

Einen großen Raum nehmen die volkskundlichen Teile des Ehrenmals ein, in denen die farbenfreudigen, stilschönen und zumeist auch heute noch lebendigen Trachten gezeigt werden, ferner eine Anzahl Bauernstuben mit dem bäuerlichen Hausrat und die vielfältigen Erzeugnisse der— Volkskunst und des Volkshandwerks. Diese vieltönige Harmonie findet ihre Zusammenfassung in der Ehrenhalle, in der der bekannten und unbekannten Kämpfer, Blutzeugen und Märtyrer auslanddeutschen Volkstums feierlich gedacht wird.

In dieser Ehrenhalle soll von nun an auch bei feierlichen Anlässen der auslanddeutschen Kunst eine Stätte geboten werden, in der der Auslanddeutsche immer wieder neu und lebendig sein geistiges Schaffen der ganzen Nation vor Augen führen kann.

Endlich! Nach so vielen großartigen, schönen und richtunggebenden Museen endlich auch eine würdige Stätte, in der dreißig Millionen Deutschen außerhalb der reichsdeutschen Grenzen in großzügiger und lebendiger Weise gedacht wird, gestaltet von Auslanddeutschen für das neue Deutschland!

Fritz Heinz Reimesch.

Es lebe die Olympiade!

Eine polnische Stimme über den Wert der körperlichen Uebungen.

In einem längeren Artikel hatte vor einigen Tagen im **„Ilustrowany Kurjer Codzienny"** der polnische Schriftsteller **Stefan Krzywoszewski** den eigenartigen Versuch unternommen, den Nachweis darüber zu führen, daß für Polen infolge seines materiellen und kulturellen Rückstandes gegenüber vielen Nationen eine Olympiade nicht in Frage kommen könne. Ob diese Stellungnahme wohl überall in Polen geteilt werden wird? Jedenfalls ist der Feuilletonist desselben Blattes, **Zygmunt Nowakowski**, anderer Ansicht. Er erteilt dem pessimistischen Herrn Krzywoszewski u. a. folgende Antwort:

In Deutschland hat man neben vielen Losungen, mit denen man sich einverstanden erklären oder die man auch brandmarken kann, in der letzten Zeit eine neue Parole aufgestellt, die doch jedermann anerkennen muß. Sie lautet: „Kraft durch Freude!" Der Mensch lebt nicht allein der Literatur und Wissenschaft, auch sein Körper hat seine Rechte. Sollen wir einen Jüngling als Ideal anerkennen, der in der ganzen Freizeit ausschließlich Bücher liest? Im 30. Lebensjahre wird er wahrscheinlich eine miserable Beamtenseele werden, stets erkältet, eine Stütze des Tabakmonopols, ein ständiger Klient des Optikers. Der Sport hat seine guten, wie auch, wir wollen es nicht leugnen, viele schlechte Seiten. Aber soll man uns Sportsmenschen schon im voraus verurteilen? Niemand von uns wird sagen, daß wir die Rekorde von Kusocinski oder der Waisówna sobald vergessen werden. Denn wir haben aus dem Sport das herausgeholt, was nicht alle empfunden zu haben scheinen: die Lebensfreude.

Wir haben es vermocht, größere Schwierigkeiten zu überwinden, als dies jemand, der uns ferner steht, annehmen könnte. Als Belohnugn dafür gab es oft nur ein Pfeifen des Publikums oder eine ungerechte Kritik. Wir bedauern unsere Anstrengung jedoch nicht. Nicht jeder kann Sportsmann sein; Olympionike darf aber nur derjenige werden, der ein großes Talent mit einem mühseligen Training verbindet. Stellen wir uns einen Autor vor, der nicht die Möglichkeit hätte, irgend ein hervorragendes Werk drucken zu lassen. — Er wäre sicher ebenso unglücklich wie der Sportsmann, dem man den Start unmöglich machen würde. Eine sportliche Olympiade muß es geben, und nur das Barbarentum des Mittelalters hat ihren Lauf unterbrochen. Es gibt bereits eine Schach-Olympiade und vielleicht wird einmal alle vier Jahre eine Olympiade der Künstler, Dichter, Maler, Bildhauer usw. begangen werden. Bis ans Ende der Welt werden die Menschen miteinander in Wettbewerb treten wollen, und die Menge wird sich stets für die Frage lebhaft interessieren: wer ist heute der Beste in der Welt?"

Es will nichts sagen, daß eine gewisse Menschengruppe ein größeres Interesse dem Fußballspiel entgegenbringt als dem interessantesten Drama von Bernhard Shaw. Und aus diesem Grunde überschreitet jeden Sonntag die Frequenz des Publikums in England auf den Fußballsportplätzen um das Zehnfache die Zahl der Plätze, über die alle Theater zusammengenommen verfügen könnten. Der durchschnittliche geistige Arbeiter muß sich nach acht Stunden Arbeit Erholung gönnen, und die passive oder sogar aktive Teilnahme an den sportlichen übungen gestattet ihm, alles zu vergessen. Ist es etwas Schlechtes, daß die Olympiade einmal in vier Jahren eine etwas größere Entladung der Kräfte bei den Sportlern und ein oft gar zu lautes Interesse der Zuschauer hervorruft? Niemand betreibt Sport zu dem Zweck, um einmal geschickter die Schützengräben des Feindes zu erobern. Herr Krzywoszewski irrt, wenn er glaubt, daß irgend jemand den Sport auf Befehl betreiben wird. Eine erzwungene Freude hört auf, Freude zu sein.

Die Meinung, daß sportliche Veranstaltungen nur für gesättigte Leute da seien, kann eine sachliche Kritik nicht aushalten. Weshalb soll man denjenigen, die Not leiden, noch das bißchen Freude wegnehmen? Im Gegenteil: Arbeitslose müßten unentgeltlich Eintrittskarten für sportliche Kämpfe erhalten; ein Platz für sie wird sich immer finden, und eine Differenz in den Klubkassen wird niemand als Mindereinkommen verspüren. Setzt man den Sport auf den Index, so wird sich dadurch das skandalös niedrige Einkommen unserer Landwirte auch nicht um einen Prozent heben, dagegen wird die Anlage von Sportplätzen in den Dörfern vielen gestatten, statt über den Kommunismus nachzudenken, die Zeit bei einer würdigen Zerstreuung zu verbringen. Der Durchschnittspole hat Ausdauer. — Aber zur Geschicklichkeit fehlt noch ein gut Stück. Die Engländer haben, indem sie jahrzehntelang den wunderbarsten Sport, den Segelsport betrieben haben, im Kampf mit dem Element ihre Widerstandskraft erhöht. Auch heute beherrschen sie die Welt, denn sie setzten ihre Anstrengung dort an, wo es etwas zu gewinnen gab.

Sicher sind die Sportler nicht schuld daran, daß gerade sie und nicht die Künstler Polen im Auslande vertreten. Der Sport ist ein internationaler Wert, während unsere Kunst, die doch so hervorragende Werke hergibt, mehr für den inneren Gebrauch berechnet ist. Wir haben es vermocht, den Sport zu organisieren; aber ist es unsere Schuld, daß z. B. der polnische Film sich im Auslande nicht durchzusetzen vermag? Es ist wahr, daß sich im Sport einzelne Menschen hervortuen, deren Intelligenz oft gleich Null ist; aber es wäre nicht zu verstehen, wenn man sie deswegen nicht nach dem Auslande schickte, weil sie nicht imstande sind, die Bedeutung des Dichter-Triumvirats einzuschätzen. Ich nehme nicht an, daß jemals ein moderner Mensch geboren wurde, der in sich alle Vorzüge des Geistes und Körpers vereinigt. Ein hervorragendes Individuum ist schon derjenige, der in seiner Spezialität eine für die anderen unzugängliche Höhe erreicht, in anderen Dingen aber nicht unter dem niedrigsten Durchschnitt steht.

Der „Mißbrauch des Sports" hat so manchem Meister die Gesundheit gekostet. Aber wieviel Künstler sind vorzeitig gestorben, da in physischer Beziehung ihre Natur nicht widerstandsfähig war. **Niemand wird es mehr ändern, daß die sportliche Olympiade einmal in vier Jahren ein großes Fest der Jugend bleiben wird.** Unser Geschlecht besucht noch zu wenig die Stadions und Schwimmanstalten und vergeudet zu viel der freien Zeit auf unproduktive Tätigkeit. Zum Glück beginnen schon immer mehr Menschen zu begreifen, daß man gerade dort ein wertvolles Kapital an Gesundheit und Kraft für die Zukunft erobern kann, und sicher werden wir nicht lange auf den Augenblick warten, da alle einstimmig rufen werden:

„Es lebe die Olympiade!"